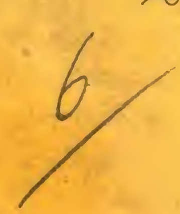


HEBEL



UND

SEINE GEDICHTE IN ALLEMANNISCHER MUNDART,

VOM VLAEMISCHEN GESICHTSPUNKTE AUS BETRACHTET,

VON

A. LEBERMUTH,

Professor am Koeniglichen Athenaeum zu Bruessel

Den Manen des Dichters gewidmet und veroeffentlicht zum Besten der armen VERENI.

BRUXELLES,

TYP. DE M. WEISSENBRUCH, IMP. DU ROI.

1865





HEBEL

UND

SEINE ALLEMANNISCHEN GEDICHTE,

eine, in der Zeitschrift « die Bruderhand » erschienene, hier von dem Verfasser in umgewandelter und erweiterter Form dem Drucke überlieferte Skitze, zum Besten

VON

HEBEL'S VRENELI.

BRUXELLES,

TYP. DE M. WEISSENBRUCH, IMP. DU ROI.

1865.


BRITISH MUSEUM

HEBEL

UND

SEINE ALLEMANISCHEN GEDICHTE.

Iedem Vlaemen, der für Sprache und Literatur des deutschen Brudervolkes Interesse hat, wird Hebel gewiss eine höchst anziehende Erscheinung sein. — Hebel wird mit Recht zu den Klassikern Deutschlands gezählt, obwohl seine berühmtesten Werke nur aus mehreren Dutzenden von Liedern bestehen, kleinen Liedern von bescheidenem Inhalt, die noch dazu in allemannischer Mundart geschrieben sind, und die mancher Deutsche eben so wenig auf den ersten Blick versteht, wie er

ein vlaemisches Gedicht ohne Anstoss vom Blatt übersetzen würde. Denn auch das Vlaemische ist nur eine deutsche Mundart, und unterscheidet sich blos dadurch von den übrigen Dialekten, dass es zugleich eine besondere Schriftsprache bildet.

Ehe wir jedoch ausführlicher von dem allemannischen Dichter und seinen poetischen Erzeugnissen sprechen, wollen wir einige Bemerkungen über die nieder- und oberdeutschen Dialekte und über ihr Verhältniss zur hochdeutschen Sprache vorausschicken.

Die niederdeutschen Mundarten, die vom Harz bis an die Elb- und Wesermündung, in Holstein und in Pommern, in Meklenburg und in Westphalen vom Volke gesprochen werden, haben den allgemeinen Namen *Plattdeutsch.*

Dieses *Platt* wechselt von Meile zu Meile, von einem Dorfe zum andern. Es gibt keine feste

Regel dafür und keine Sprachlehre. Die alten Städte-chroniken sind platt geschrieben, aber seit dem Aufschwunge der hochdeutschen Literatur im vorigen Jahrhunderte, denkt niemand mehr daran, das Plattdeutsch zur Schriftsprache zu erheben. Wenige denken ernstlich daran, etwas für seine Erhaltung zu thun. Aufrichtige Volksfreunde und geistvolle Schriftsteller, wie Ludolf Wienbarg, der Holsteiner, haben sogar offen ausgesprochen, dass sie es für ein Glück ansehen würden, wenn das *Platt* von dem *Hochdeutschen* verdrängt werden könnte, denn es hindere in manchen Gegenden die Verbreitung grösserer Cultur und Aufklärung.

Wünsche dieser Art aber werden nie laut in Bezug auf die oberdeutschen Dialekte, die im Süden gesprochen werden. Warum? Weil die oberdeutschen Dialekte selbst zur Bildung des *Hochdeutschen* beigetragen haben. Wie ein mächtiger Strom sich aus dem Zuflusse frischer Alpen-

quellen bildet, so bildete sich das *Hochdeutsche* aus dem Zuflusse jener verschiedenen *oberdeutschen Dialekte.* Darum stehen *diese* mit *jenem* auch noch fortwährend in einem lebendigen, untrennbaren Zusammenhange. Hören wir im Süden Deutschlands nur auf die Sprechweise der verschiedenen Stände, so werden wir auch leicht den allmäligen und stufenweisen übergang, aus der Sprache des *Volksstammes* in die Sprache der *Nation* beobachten können. Heute noch, ja fortwährend, gehen einzelne Ausdrücke, Provinzialismen, in das Hochdeutsche über, die eine glückliche Erwerbung für den Dichter und Redner sind, weil sie die Sprache mit treffenden Ausdrücken und anschaulich malenden Worten bereichern. Eben aus diesem Grunde verräth im Süden selbst der Hochgebildete, durch Accent und Aussprache seine fränkische, allemannische oder schwäbische Abstammung.

Wie ganz anders ist das im hohen Norden. In

Hannover und Braunschweig wird neben dem platten Volksdialekt das reinste Hochdeutsch gesprochen, denn das *Platt* ist von der Schriftsprache zu sehr verschieden, um auf dieselbe noch einen merklichen Einfluss zu üben. Es ist kein rohes, es ist ein veraltetes Idiom. Der oberdeutsche Dialekt verhält sich zum Hochdeutschen, wie der moderne Dorfbewohner zum modernen Städter. Sie leben beide als Kinder ihres Jahrhunderts neben einander, sie werben gegenseitig in Sprache wie in Sitte und Mode von einander ab. Der plattdeutsche Dialekt hingegen verhält sich zu dem Hochdeutschen, wie ein ehrenfester Reichsbürger aus dem sechzehenten Jahrhunderte zu dem gebildeten Staatsbürger des neunzehenten Seculums. Der letztere erkennt in dem erstern seinen Vorfahren. In traulichen Momenten, im Stillleben der Familie, erinnert er sich seiner gern, und empfindet sogar den Gemüthsdrang dessen Sprache zu reden.

Wie bei dem Vlaemen das Vlaemische, so ist

beim Niederdeutschen das *Platt* überall die Sprache der Vertraulichkeit, gleichsam das bequeme, gemüthliche Hauskleid. Mit dem Landvolke und dem Hausgesinde muss man es sprechen. Am traulichen Kaminfeuer, mit guten Freunden, im Familienkreise, da spricht man es aus Vorliebe. Es liegt die biedere Einfalt und die ganze Geradheit der alten Zeit darin. Auf plattdeutsch sentimental oder affectirt zu sein, ist unmöglich, das Idiom ist zu kerngesund, zu einfach dazu. Es ist auch weit mehr geeignet handgreifliche Dinge, als abstracte und ideale Begriffe auszudrücken; es ist weit mehr geschaffen für derben Humor, als für lyrisches Pathos und metaphysische Tiefe der Gedanken.

Was schadet aber das? Wenn der Niederdeutsche seine geistigen Bedürfnisse befriedigen und in eine höhere Stimmung sich versetzen will, da schlägt er seinen Goethe und Schiller, seinen Herder und Lessing, seinen Körner und Uhland, auf. Er braucht das Hochdeutsche nicht erst lang zu

studiren, selbst der Ungebildete gewöhnt sich in kurzer zeit daran. Es ist ja dieselbe Sprache, nur vergeistigt und verklärt, gleichsam ätherischer geworden, beflügelt durch den Fortschritt der Zeiten.

Gerade hierin aber ist der Niederdeutsche viel glücklicher daran als der Vlaeme. Auch dieser spricht seine alte, niederdeutsche Mundart so oft in ihm das Herz sich regt. Wenn er in Liebe oder Freundschaft, in Mitleid oder Freude sich Luft machen will, da bricht die germanische Natur in ihm hervor, und unwillkührlich fängt er an, Vlaemisch zu reden. — Wenn er aber seinen Geist befriedigen, wenn er von den Resultaten der Kunst und Wissenschaft, von den Früchten einer höhern Cultur, geniessen will, da ist es ihm zur Gewohneit geworden, nur eine ihm fremde Sprache zu wählen; eine Sprache, die zwar seinem Verstande genugthun, sein Herz aber nicht sättigen, den Durst seines Gemüths nicht löschen kann; eine

Sprache, die seiner Einbildungskraft nur matte Farben, seiner Phantasie, statt Flügel, nur armselige Krücken leiht.

Die Seele des Französischen, dieser ausdruckssaubern Sprache der eleganten Dichter am Seinestrande; dieses wohllautigen Gezwitschers der Salon-Kreise der feinen Damen- und Diplomatenwelt; stammt aus einer Natur, die der germanischen ganz entgegengesetzt ist. Da ist eine andere Denkweise, anderes Gefühl, anderer Character.

Wer aber zwingt den Vlaemen bei dem Fremden allein, sich zu Gaste zu laden? Sind die goldenen Schätze der hochdeutschen Literatur nicht auch für ihn bestimmt? Der Vlaeme ist kein Ausländer auf dem deutschen Helikon. Er lernt, wenn es ihm nicht an Wille gebricht, das Hochdeutsche gewiss eben so bald und leicht verstehen, wie irgend ein Niederdeutscher aus Holstein oder Friesland, der bis in sein zwanzigstes Jahr nur den Dialekt seiner

Provinz, oder seiner Dorfes, sprach. Der Vlaeme geht an dem Hause seines Bruders vorüber, ohne es zu wissen. Das Thor ist ihm weit aufgethan, er würde dort mit offenen Armen empfangen werden.

Kommen wir auf unser Thema zurück. — Die Verschiedenheit in dem Character der nieder-und ober-deutschen Volksdialekte äussert sich auch in der nieder-und oberdeutschen Volkspoesie. Iene ist voll von ergötzlichem Spass, von einer gesunden Komik, von einer frischen Satyre. Der niederländische Geist versteht es, wie die niederländische Malerei, die Wirklichkeit mit saft-und kraftvollen Farben, mit sicherem Auge, mit treuem Griffel wiederzugeben. — Wie in der Kunst das Plastische ihn anzieht und beschäftigt, so in der Literatur das Dramatische. Als Beweis dienen die Possen und Komödien der Volkstheater in den Städten des nördlichen Deutschlands und, wenn man vill, sogar auch die von Witz sprudelnden Impromptüs der Kölner Carnavalsgesellschaften.

Von welcher ganz andern Färbung sind dagegen schon die Volkstheater-Stücke von Raimund, Nestroï, und andern, die über die Wiener Bühne gegangen sind! — Die oberdeutschen Volksdialekte neigen sich im Ganzen weit mehr zur Lyrik hin. Der Süden Deutschlands hat eine liebliche Flora von Volksliedern. Diese Volkslieder entstehen täglich zu Hunderten, in den lachenden Thälern Tyrols und Oberöstreichs, in Steiermark, in der baierischen Alp, in dem reizenden Frankenlande, im Schwarzwalde, u. s. w. — Welchem Deutschen werden nicht in wonniger Anwandlung jene Lieder nachhallen, die er, an den Sommersonntagen, von der Dorfjugend jener Gegenden, in naivlustigen Herzensergiessungen singen gehört hat? — Es ist sogar bemerkenswerth welche liebliche Rolle dort der Gesang selbst bei den Dorfbewohnern spielt. Des Morgens Gesang in der Kirche, des Abends, zwischen Vesper und Nachtläuten, Gesang im Freien. Frohlaunig und schäckernd zieht die Jugend des Dorfes, Bursche und Mädel, sei auf

einen grünen Tummelplatz, sei auf den Kirchenvorplatz hin, und lässt dort in munterem Chore das heisse Lied eben so süss aus der Kehle dringen, wie die innere Stimmung sich auf den jugendfrischen Wangen malt.

Und wer hat diese Lieder gedichtet? *Niemand,* und *Jeder.* — Die meisten von ihnen leben im Munde des Volkes fort ohne dass man den Namen des Verfassers kennt. Sie verrathen keine andere Individualität, als die allgemeine des Volksstammes, bei dem sie entstanden sind. Das *Volk* hat sie gedacht, kein Einzelner, kein liedbegeisterter Dichter von Klang und Namen.

Welcher umfassende Geist, welche vom Genie bezeichnete Persönlichkeit, möchte auch, um die Erzeugnisse seiner Muse ans Licht zu fördern, in den engen Schranken einer provinzialen Mundart bleiben, statt die Sprache der Nation zu seinem Herolde zu machen?

Einer Ausnahme jedoch, beinahe nur einer einzigen[1], begegnen wir auf dem Blüthenfelde der deutschen Dichtkunst. — Diese Ausnahme bildet *Hebel.*

Was ihn aber bewogen hat die Sprache des Volkes, statt der der Nation für seine poetischen Ergüsse zu wählen, liegt vielleicht in seinen Lebensverhältnissen selbst.

Hebels Eltern waren arme Landleute aus einem badischen Dorfe, unweit der Stadt Basel und unweit der Grenze des Grossherzogthums gelegen. Unser Dichter kam dort, in jener üppig-schönen Gegend zur Welt, wo es der Natur gefallen hat sich wie eine liebliche Idylle vor unsern Augen

---

[1] In den letzten Decennien unserer zeit haben noch einige namhafte Schriftsteller, wie *Holtei,* versucht, ihre Muse theilweise in einem provinzialen Volksdialekte ertönen zu lassen.

zu entfalten. Hügel und Berge, auf deren Rücken die saftige Rebe glüht, aus deren Schoosse wohlwollende Berggeister den Lichtbewohnern heilsamen Quellensaft zusenden, wechseln mit lachenden Thälern, blumigen Wiesen, und fruchttragenden Fluren ab. — Dort hört man den Wiederhall des Schweizer Alpenhorns verklingen; dort kommen des Nachts die Nymphen angezogen und erzählen alter-graue Mährchen vom rauschenden Nachbarn, dem Rheine; dort wohnt ein guter, herziger und schöngemeiselter Menschenschlag. — Der Zauber dieser lebendigen Idylle ging frühzeitig auf den Knaben *Johann Peter* über.

Seine Eltern pflegten den Frühling und den Sommer in der Stadt Basel, im Dienste eines reichen Hauses zu verbringen. Schon im zweiten Lebensjahre verlor der kleine Johann Peter seinen Vater. Glücklicher Weise besass seine Mutter, die arme Wittwe, viel natürlichen Geist und ein gar sanftes Gemüth. Man weiss von vielen

Dichtern dass sie die Erweckung ihres Genius grossentheils dem Einflusse der mütterlichen Erziehung verdanken. Eben so wie bei Kindern aus höheren Ständen mancher auftauchende Genius, durch die abgemessene, einexcercirte Erziehungsweise der Hofmeisterin, verkümmert worden ist, eben so bei Kindern geringerer Klassen hat manche Mutter durch zartes, verständiges Sorgen und Wachen, Locken und Reizen, die in ihrem Kinde schlummernden Geistesanlagen ans Licht zu rufen, und ihm dadurch den Weg des wahren Menschenruhms zu bahnen gewusst.

Goethe, der von seinem Vater, einem ehrlichen steifen Patrizier, den Geist strenger Ordnung und Klarheit erbte, verdankte die Weckung seiner schöpferischen Phantasie, einer an Geist und Herz ausgezeichneten Mutter, deren elfenhafter Humor, deren stets naive Laune, sich sogar in ihren Briefen an die Grosscherzogin von Weimar abspiegeln. — Auch Schiller hat nie den Eindruck

vergessen können, den die Erzählungen seiner Mutter, einer Frau von tiefer Empfindung, in seinem Herzen zurückgelassen hatte. — Und Hebel, was verdankte er nicht seiner Mutter? — Diese arme, schlichte Bäuerin, erkannte frühzeitig die geistigen Anlagen die in ihrem Söhnchen schlummerten. Sie sah dass in diesem Bauernknäblein, das sie mit Mutterstolz das ihrige nannte, etwas anderes, besseres sich rege, als in den kleinen Spielgenossen seiner ersten Jugend. — Die Gebetlein die sie ihm vorsagte, die Mährchen die sie ihm vorerzählte, fielen auf einen heissen Herzensboden, und schlugen tiefe Wurzel. Das merkte sie, empfand es, wenn sie auch keinen richtigen Ausdruck dafür hatte. — Sie wendete alles auf, andere menschenfreundliche Dorfgenossen in ihre Bemerkungen und Gefühle mit hinein zu ziehen. Es gelang ihr. Ein wohlgesinnter Dorfschulmeister nahm sich des wissbegierigen Knaben an, der bald anfing, die wenigen Stunden wo er nicht im Walde und auf dem Felde sein

musste, dem eifrigsten Studium zu widmen.

Das, zwischen Stadt und Land, zwischen geistiger und körperlicher Arbeit getheilte Jugendleben, hat gewiss nicht wenig zur eigenthümlichen Entwickelung Hebel's beigetragen. Der Aufenthalt in der Stadt, wo die Mutter weiter den Frühling und den Sommer zubrachte, förderte einerseits die Bildung des Knaben, liess ihn aber anderseits den Verkehr mit der Natur, die er ein halbes Jahr entbehrte, besser würdigen. Jeden Herbst kam er mit geschärfteren Sinnen, mit reifer gewordenem Beobachtungsgeiste nach der ersehnten Einsamkeit des Dorfes zurück.

Hebel war zwölf Jahre alt als er den Schmerz hatte, seine Mutter, auf dem Wege von Basel nach seinem Geburtsdorfe, unter seinen Händen sterben zu sehen. Nach diesem für ihn so schmerzvollen Schlage, ging er auf das Gymnasium nach Karlsruhe. Wohlwollende Bürger gaben ihm Frei-

tische und so viel Unterstützung, dass er später auch die Universität besuchen konnte. Sein liebenswürdiger Charakter, der milde Ernst seines Geistes, seine ungezwungene Bescheidenheit, machten ihn zum Gegenstande allgemeiner Theilnahme. Als er nach zurückgelegten Universitäts jahren seine Examen als Theolog mit dem glänzendesten Erfolge bestanden hatte, nahm er die Stelle eines Erziehers an. Später wurde er Lehrer an demselben Gymasium welches er selbst als Schüler besucht hatte. In seinem höhern Alter übernahm er die Leitung des badischen Schulwesens, und sass als Vertreter des protestantischen Clerus, in der ersten Kammer des Grossherzogthums.

Es ist bekannt dass der Jüngling Hebel ein vortrefflicher Erzieher gewesen war. Das war auch nicht anders möglich bei einem Gemüthe wie das seinige. — Das auf dem Wege ernster Anstrengung dem Geiste zugeworbene Wissen al-

lein, die Gelehrsamkeit, gibt noch keine Befugniss als wahrer Lehrer der Menschheit, als wirklicher Menschenbildner, auftreten zu können. Es ist vielmehr die poetische Auffassung und zugleich das Empfundenwerden des Angeworbenen, was dem Lehrer und Erzieher den Stempel einer solchen Befugniss auf die Stirne drückt. Es ist noch besonders die inwohnende *Liebe* zum Lehren und Bilden, eine über alles erhabene Seelengrossmuth, das für sich selbst Aufgefasste, im Momente der Begeisterung auf andere empfängliche Wesen überzusäen. — Darum, während die Pädagogik der civilisirten Länder von Erziehungssystemen wimmelt, weiss ihre Geschichte nur einige Namen von Erziehungsbegeisterten uns aufzuzählen. Hebel verdient seinen Platz an der Seite des Schnepfenthaler Jugendbildners.

Was wir hier aber noch auszusprechen wagen, ist, dass das Erziehen und Lehren auch nicht ohne Einfluss auf Hebel's Poesie selbst war. Jean Paul

vergleicht einmal das Amt eines Erziehers von unverdorbenen Kindern mit der Beschäftigung eines Künstlers, der sinnige Engel und Heiligenbilder aus Rosenholz schneidet. Der Duft des edlen Holzes belohnt ihn jeden Augenblick für die Anstrengung und versetzt seine Seele fortwährend in einen süssen Rausch. Gewiss hat Hebel auf seiner pädagogischen Laufbahn, und dies war die Zeit wo er seine ersten Gedichte schrieb, sich die Kunst angeeignet, auf eine poetische Weise zu belehren. — Hebel ist ein didaktischer Dichter, aber man hört nie den Schulmeister, nie den Sittenprediger in seinen Versen. Die Erfindungen selbst, und nicht die Worte des Dichters, sprechen die Lehre aus. Er hat das Gemüth seines Volkes wie eine harmlose Kinderseele zu behandeln gewusst. Er fesselt die Phantasie, regt die Empfindung auf, bis sich alle Tiefen des Herzens öffnen, und die Erinnerung an die Bilder, die er dem Geiste gezeigt hat, fällt als ein Keim des Guten in diese Herzenstiefen. Er selbst hütet sich

zu ermahnen, zu warnen, oder Moral zu sprechen. Er gibt vielmehr den Aussendingen Leben und menschliche Gestalt, dann lässt er sie reden. Unter seiner Zauberhand verwandelt sich Sonne, Mond und Sterne, Blumen und Kräuter, Bäume und Quellen in eben so viele menschliche Wesen, und alles auf die sinnreichste, natürlichste Weise. Alle haben ihre Sorgen und Arbeiten, ihre Wünsche und Freuden, wie das gute Landvolk zu dem sie reden.

Wir finden nicht unnütz, und im Interesse unserer fremden Leser, einen Theil der von dem grössten deutschen Kunstrichter unseres Jahrhunderts ausgesprochenen Beurtheilung der allemannischen Gedichte, beifolgen zu lassen.

Als 1803 die allemannischen Gedichte zum ersten Male den Boden der Oeffentlichkeit betreten hatten, drückte sich Goethe wie folgt darüber aus:

« Wenn antike, oder andere durch plastisschen Kunst-
« geschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose

« durch idealische Figuren beleben, und höhere, göt-
« tergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden, und
« Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen,
« Bäume setzen, so verwandelt Hebel die Naturgegen-
« stände zu Landleuten, und verbauert auf die naivste
« Weise das Universum; so dass die Landschaft, in der
« man doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in
« unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins
« auszumachen scheint. — Wenden wir von der Erde
« unser Auge an den Himmel, so finden wir die gros-
« sen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmei-
« nende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter
« ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt
« forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei;
« ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die
« Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen, Sehr gern
« verweilt der Dichter bei Gewerb und häuslicher
« Beschäftigung, und besonders gelingen ihm Jahres-
« und Tageszeiten. Hier kommt ihm zu Gute, dass er
« ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkei-
« ten der Zustände zu fassen und zu schildern, nicht
« allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare,
« Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen
« Eindrücken zusammen entspringende Empfindung
« weiss er sich zuzueignen und wiederzugeben. »

Es wäre uns schwer, ja kaum möglich, bei einer Uebersetzung ins Hochdeutsche, in Vers und

Reim, den Werth des Originals vor die Augen unserer fremden Leser zu führen. Wir versuchen daher durch eine sorgfältige Analyse ihnen, so viel als möglich, ein klares Bild von dem Werthe einiger Lieder zu verschaffen, und überlassen ihnen dann das Schlussurtheil über das Ganze.

Wer in Deutschland kennt nicht das liebliche Gedicht vom Haferbrei? — Die Grossmutter ruft die Kinder zum Frühstücke, und während sie von Zeit zu Zeit die Kleinen ermahnt, sich nicht das Mäulchen zu verbrennen, sich nicht die Aermel zu beschmutzen, was die anmuthigsten Refrains, und in einzelnen feinen Zügen ein idyllisches Gemälde gibt, erzählt sie, gleichsam in purer Geschwätzigkeit, die Schicksale der Haferähre.

Da ist das Haferkorn erst ein armer Säugling, der unter der Erde wie ein Kind an der Mutterbrust, liegt und saugt. Endlich steckt es das Köpfchen aus den Windeln, und besieht sich zum

ersten Male die Welt, die ihm gar gut gefällt. Der liebe Gott schickt ihm einen Engel und sagt : Bring ihm ein Gläschen Thau und einen guten Morgen von mir. — Dann kommt die Frau Sonne über die Berge, kämmt ihr goldenes Haar, geht Wolken strickend, über den Himmel, und lächelt dem kleinen Haferkind zu, wie eine gute Mutter. Nun will es nie mehr in seine Wiege unter die Erde zurück, nein, es will draussen bleiben. — Da bricht der Winter herein und böses Gewölk. Das arme Kind friert und zittert; es fragt ob die liebe Frau am Himmel gestorben sei oder sich vor der Kälte fürchte. Es weint wie eine arme Waise in der Fremde. — Aber der Mai kommt und alles ist wieder gut. Das Haferkind wächst, wie ein hübsches Mädchen, so schlank wiegt es sich auf seinem Stängel. Die Engel machen ihm über Nacht die schönsten Kleider aus grünen Blättern und seidenen Fäden; die Bienen raunen ihm schöne Geschichtchen ans Ohr, und Abends um neun, kommt der Johanniskäfer mit seiner

Laterne und wünscht ihm gute Nacht. — So lebt es lustig und wohlgemuth bis es des Daseins satt hat, denn die Gerste ist fort, ebenso Korn und Waizen; es fühlt dass es grau wird. Meine Zeit ist um, sagt es, die armen Kinder laufen barfuss zwischen den Furchen und lesen die Aehren auf. Was soll ich allein hier zwischen Rüben und Kartoffeln?

In diesem Sinne geht die Erzählung fort. Die Entstehung des Haferbreis ist gerade zu Ende erklärt, als er selbst zu Ende gegessen ist, und die Kinder in die Schule müssen. — Die Moral des Gedichts braucht man wohl nicht erst auszusprechen.

In dieser Weise hat Hebel viele Lieder geschrieben, und manche behandeln mit derselben Einfachheit die erhabensten Gegenstände. Zu den grossartigsten Gemälden braucht er oft keinen grössern Rahmen als die Thüre einer Dorfhütte,

oder ein Scheunenthor. Es ist unmöglich, mit ergreifenderen Zügen die Vergänglichkeit des irdischen zu erklären, wie dies Hebel in einem kurzen Gespräch zwischen Vater und Sohn thut.

Es ist Nacht und die Wanderer gehen auf der Strasse nach Basel. Der Kleine beginnt mit der Frage : Wird denn unser Haus auch einmal aussehen wie die Schlossruine da oben? Gewiss, sagt der Alte. Sieh mich nur an. Einst war ich klein und jung wie du; jetzt mag ich mich wenden wohin ich will, jeder meiner Schritte führt zum Friedhofe. Bald werden die Ziegen auf meinem Grabe weiden, und du wirst erwachsen sein. Auch unser Haus wird altern. Die Sonne schwärzt es jeden Tag, der Wurm nagt an seinen Balken, der Regen wird zum Dach hinein kriechen, der Wind durch die spalten pfeifen. Dann wirst du die Augen schliessen, und deine Kinder werden das Haus zu stützen suchen, aber vergebens. — So von dem kleinen Bauernhause kommt der Alte

auf das Dorf, über welches einst der Pflug gehen wird, dann auf die mächtige Stadt Basel, die auch einst zu Grabe gehen muss, und zuletzt auf den Weltuntergang.

« Weine nicht, mein Kind. » — So ungefähr sagt der Alte am Schlusse des Liedes — weine nicht, wenn der Weltbrand im Erlöschen ist, dann werden die guten Menschen alle geborgen sein. Siehst du wie am hellen Himmel sich ein Stern an den andern drängt? Iedes Sternlein ist ein goldenes Dorf, wo die guten Kinder wohnen. Hoch oben aber, unsichtbar von hier, ist die geheimnissvolle, goldene Himmelsstadt. Und wenn du einst auf der *Milchstrasse* nach dieser Stadt wandern, und von dort herabsehen wirst auf die Erde, die todtenstille, ausgebrannte Wüste, dann wirst du sagen : Dort habe ich einst gelebt und gearbeitet, dort weidete ich meine Kühe, und sammelte mein Reissigholz, dort habe ich manches Spiel getrieben bis an den Tod. Jetzt aber möchte ich nicht mehr dahin zurück kehren.

Die Uebergänge sind so natürlich und die Bilder so ganz der Anschauungsweise des Bauernknaben entlehnt, dass man von der Naivetät der Einkleidung ergötzt und zugleich auch von der Macht und dem Schwunge der Gedanken ergriffen wird.

Für unsere vlaemischen Leser lassen wir noch, als Probe von dem Klange und der Verständlichkeit des Allemannischen im Vergleiche zu dem Vlaemischen, die reizend-schönen Strophen von der « *Sonntagsfrühe* » mit Uebersetzung jeder einzelnen strophe ins Vlaemische selbst, hier folgen, die das Gepräge eines ächt niederländischen Gemäldes tragen, aber mit südlichem, warmem Farbentone.

SONNTAGSFRUEHE.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
« Jez hani alli schlofe gleit;
« Sie sin vom Schaffe her und hi
« Gar sölli müed und schlöfrig gsi,
« Und 's gothmer schier gar selber so,
« I cha fast uf ke Bei meh stoh. »

De Saterdag heeft tot den Sondag geseid :
« Nu heb ik allen slapen geleid;
Sy syn van 't werken hier en daar
Seer moed en slaperig geweest,
En 't gaat my schier al selven soo,
Ik kan schier op geen been meer staan. »

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
Se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit : « Jez ischs an mir. »
Gar still und heimli b'schliefst er d'Thür.
Er düselet hinter de Sterne no,
Und cha schier gar nit obsi cho.

Soo segt hy, en toen 't twelve slaagt,
Versinkt hy in den middernacht.
De sondag segt : « Nu is 't aan my. »
Heel stil en heimelyk sluit hy de deur;
Hy duiselt achter de sterren na,
En kan bykans niet staande komen.

Doch endli ribt er d'Augen us,
Er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
Sie schloft im stille Chämmerli;
Er pöpperlet am Lädemli;

Er rüeft der Sunne : « d'Zit isch do! »
Sie seit : « I chumm enanderno. »

Doch eindlyk vryft hy de oogen uit,
Hy komt aan de deur en het huis der son ;
Die slaapt in 't stille kamerlyn,
Hy klopt al aan het luikelyn;
En roept der son : « De tyd is daar! »
Sy segt : » Ik kom *achtereen.* »

Und lisli uf de Zeche goht,
Und heiter uf de Berge stoht
Der Sunntig, und 's schloft alles no;
Es sieht und hört ihn niemes goh;
Er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
Und winkt im Guhl : « Verroth mi nit! »

En sachtjens op de teenen gaat,
En vrolyk op de bergen staat
De sondag, en 't slaapt alles nog ;
Er siet en hoort hem niemend gaan.
Hy komt in 't dorp met stillen trêe
En winkt den haan toe : «Verraad my niet! »

Und wemme endli au verwacht,
Und gschlofe het die ganz i Nacht,

Se stoht er do im Sunne-Schi'.
Und luegt eim zu de Fenstern i
Mit sinen Auge mild und gut,
Und mitten Meyen uffem Hut.

En wen men eindlyk ook ontwaakt,
En geslapen heeft den ganschen nacht,
Dan staat hy daar in den sonneschyn,
En kykt u door de vensters in
Met synen oogen mild en goed,
En met den mei op synen hoed.

Drum meint ers treu, und was i sag,
Es freut en, wemme schlofe mag,
Und meint, es seig no dunkel Nacht,
Wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
Drum stoht er au so liebli do.

Daarom meent hy 't goed, en lyk ik seg,
't verheugt hem, wen men slapen kan,
En meent, het is nog duister nacht,
Wen de son aan den heldren hemel lacht;
Daarom is hy ook soo sacht gekomen,
Daarom staat hy ook soo lieflyk daar.

We glitzeret uf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberstaub;
Wie weiht e frische Mayeluft,
Voll Chriesi-Bluest und Schleche-Duft!
Und d'Immli sammle flink und frisch,
Sie wüsse nit, ass 's Sunntig isch.

Hoe blinkt niet op het gras en 't loof
Het silveren stof van den morgendauw!
Hoe waait de frische mailocht
Vol kerssenbloei en sleeëngeur!
En de ymkens samelen flink en frisch,
Sy weten niet, dat 't sondag is.

We pranget nit im Garte-Land
Der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
Und Sternblume nebe dra,
Und gfüllti Zinkle blau und wiiss.
Me meint, me lueg ins Paradies!

Hoe pronkt niet in het gaardenland
De kerssenboom in het maigewaad,
Gel' viooltjes en geel tulpen,
En sterrebloemen daar neven,

En dobbelde hiacinten blauw en wit,
Men meent, men schouwt in 't paradys!

Und 's isch so still und heimli do,
Men isch so rüeihig und so froh
Me hört im Dorf kei Hust und Hott;
E gute Tag und Dank der Gott,
Und 's git gottlob e schöne Tag,
Isch alles, was me höre mag.

En 't is soo stil en heimelyk daar,
Men is soo rustig en soo vrolyk,
Men hoort in 't dorp geen har noch hot;
Een « goeden dag! » en « dank uw God! »
En « 't is godlof een schoonen dag, »
Is alles, wat men hooren kan.

Und 's Vögeli seit : « Frili io!
« Potz tausig, io, do isch er scho!
« Er dringt io in si'm Himmels-Glast
Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast! »
Und 's Distelzwigli voorne dra
Het s' Sunntig-Röckli au scho a.

En 't vogelyn segt : « Seker ja!
Potz duisend, ja, daar is hy al!

Hy dringt ja in syn' hemelglans
Door bloei en loof in struiken en boomen!
En 't disteltakje voren aan
Heeft syn sondagsrokjen ook al aan.

Si lüte weger 's Zeiche scho.
Der Pfarrer, schint's, well zittli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
Verwüschet mer der Staub nit drab,
Und Chüngeli, leg di weidli a,
De muesch derno me Meie ha!

Sy luiden immers het teeken al,
De pastoor, soo schynt het, wil tydig komen :
« Ga en breek my een aurikelken af,
Wasch echter niet het stof daaraf!
En Kunigondeken, trek dy gauw aan,
Du moets daarna me een' ruiker halen. »

So oft, in der Dichtkunst wie in jeder andern Kunst, das geschaffene Werk die Gesammtsumme der Eindrücke an sich trägt, die der Erfinder von Kindesbeinen auf, von der ihn umgebenden Aussenwelt, aufgenommen hat, so zieht dieser uns

durch seine Darstellung nicht nur an, er zieht uns zugleich auch zu sich hinauf, wir werden durch und für ihn bekehrt, wir bilden mit ihm an Empfindung nur Eins.—So bei *Teniers* und andern *niederlaendischen Malern*, so bei *Hebel* dem *oberlaendischen*, allemannischen *Dichter*. — « Der Idealismus in der Kunst der nicht aus dem innern Drange des Lebens, sondern aus dem äusserlichen Wohlgefallen an fremden Idealen hervorgeht, führt zu leeren Spielereien, die das Herz nicht erwärmen und den Verstand verwirren, » sagt ein anerkannter deutscher Kritiker unserer Zeit, bei Gelegenheit der Beurtheilung der schriftstellerischen Werke des 1827 verstorbenen *Martin Usteri*, der « seiner Jugend treu geblieben und stets der Natur in den Künsten das Wort geredet hatte. » — (Könnte man nicht, von unserem belgisch-vlaemischen Standpunkte aus, glauben, diese Kritik sei Anspielung auf einen unserer ersten modernen Farbendichter aus der Rubensstadt, der in seiner Darstellungsweise zu den « dünnen spiritua-

lististchen Beinen, » und den stok-finstern, gleichsam wie von der Mutter Gottes und ihrem Sohne munkelnden, Gesichtern des deutschen Mittelalters zurückgekehrt ist?) — Hebel auch fühlte sich, in unwandelbarer Treue bis zu seinem Lebensende, zu *der* Natur und *dem* Volke hingezogen, die seine ersten Kindeslaute stammeln hörten, bei welchen er die erste Nachtigall schlagen hörte. Darum überlieferte er der Mit-und Nachwelt seine lyrisch-poetischen Gesänge in der Mundart die jenes Volk spricht, in der Färbung die jene Natur an sich trägt. Es war nicht nur die Absicht desto unmittelbarer und sicherer auf das Volk zu *wirken* das den Dichter zu solcher Sprache bewogen hatte; es war zugleich, und vielmehr noch, der Zauber der für sein eigenes Gemüth in der Mundart seiner Heimath lag. Die Sprache der Allemannen, die so reich ist an liebkosenden Verkleinerungsworten, an herzigen Epitheten, an kindlichen Wendungen und kräftigen Verkürzungen, versetzte den Dichter lebhafter in seine Jugendzeit, frischte schneller die Eindrücke

der ersten Kindheit in ihm auf, und vergegenwärtigte ihm getreuer die *Denkweise* des Volkes.

Der allemannische Volksdichter starb im Jahre 1826, in einem Alter von 66 Jahren. — Die Wahrheit seiner Poesie besiegelte er durch sein Leben. Er war im Umgange eben so offenherzig, einfach und wohlwollend, wie in seinen Liedern. Obwohl unverheirathet, war er doch von zahllosen, geselligen Banden umschlungen; das Volk und die Poesie ersetzten ihm Haus, und Familie. Seine geistige Ueberlegenheit liess er niemand fühlen. Obgleich voll wissenschaftlichem Eifer und reich an Kenntnissen, sprach er doch stets populär und ländlich, und nicht nach der Art schulstaubiger Gelehrten. Die Strenge seiner Grundsätze machte er mehr gegen sich selbst als gegen andere geltend. — Die Ehrfurcht, die sein Charakter, sein Benehmen, und sein edles Aeusere einflössten, ward stets durch das Lächeln gemildert, das wie ein Abglanz seiner kindlichen Seele ihm um die Lippen spielte. Diejenigen,

die wie der Verfasser dieser Skitze, das Glück hatten gewissermaassen seine Schüler zu sein, werden nie seine natürliche Erscheinung aus dem Gedächtnisse verlieren.

Seit dem ersten Erscheinen der allemannischen Gedichte, die gleich bei den grössten deutschen Kunstrichtern, wie Goethe und Jean Paul, die begeistertste Anerkennung erfuhren, sind mehrere Versuche gemacht worden, die Hebelsche Muse zu verhochdeutschen. Es ist wahr die Uebersetzung benimmt ihr wenig von ihrem Werthe, dennoch aber sehen wir den Nutzen einer solchen Arbeit nicht ein, da jedenfalls, der Reiz der Naivetät dabei verloren geht. — Wenn man hübschen Bauernkindern städtische Kleider anzieht, so werden sie dadurch nicht hübscher, wenn sie auch zierlicher aussehen. Eine saubere Bauerntracht kleidet sie malerischer und passt besser zu den gesunden rothen Wangen, zu dem Glanz der blauen Aeuglein und der ungeordneten Fülle der blonden Ringellocken.

Rosige Wangen, auf welchen die inwohnende jugendliche Unschuld sich abspiegelt; blaue Augen, hinter welchen eine schweigsame, liebliche Seele bescheiden sich versteckt; ein zartes, empfindsames und warmes Gemüth; das zusammen bildete vielleicht auch den Zauber, der einst in so heissausgesprochenen Zügen von dem stillen Dorfmädchen *Vereni* auf die Seele des allemannischen Dichters überging.

Der platonischen Schwärmerei Petrarca's verdankt die italienische Poesie eine grosse Anzahl ihrer gepriesensten Lieder, verdankt noch heute, nach fünf Jahrhunderten, die *Fontaine* de *Vaucluse*, jene Pilgerzüge die längs dem Uferpfade des niedlichen Flusses *la sorgue,* zu der Stelle hinwandern, wo der italienische Dichter seine Sonnetten niederschrieb, für die, ihn in die höchste Begeisterung versetzte *Laura*.

Der eben so heissen Seelenbegeisterung *Hebel's*

für seine vielbesungene *Vereni*, verdankt vielleicht, Deutschland auch, eine Reihe der reizendesten lyrischen Lieder in der Mundart der Allemannen. — Das Bild, das einmal in den Rahmen einer schönen, feuerigen Dichterseele sich hinein gepasst hat, wird selten wieder aus jenem Rahmen durch ein anderes verdrängt werden. Bei allen erhabenen Schicksalsereignissen, harm*losen*, wie harm*vollen*; bei des Dichters Selbsterlebnissen wie bei seinen Phantasieschöpfungen, wird es mit in die bewegte Leyer eingreifen und ihre Saiten zu bezaubernden Tönen mit fortzureissen beitragen.

Welcher Deutsche erinnert sich nicht in dieser Beziehung, der Herz und Gemüth anregenden Klänge jenes wundervollen Schäfergedichtes « *Hans* und *Vereni?* » — Seit mehr als einem halben Jahrhunderte schon lebt dieses herzige Lied auf den Lippen der Jugend von Land und Stadt; von jener Gegend an, wo der deutsche Rhein als unausgewachsener Jüngling die anmuthigen Ufergebiete

des badischen *Oberlandes* bespühlt, bis herab wo jetzt des Dichters Bildsäule in der Hauptsadt des Landes sich erhebt; bis überall hin, wo deutsches Herz und deutsche Zunge in lauter Wonne für Sinniges, Anmuthiges, und zugleich Kunstdurchdrungenes sich erwärmen und ergiessen.

Lassen wir hier einige Strophen aus der Mitte jenes allbekannten Gedichtes folgen.

ALLEMANNISCHE MUNDART.

'S isch wohr, das Meidli gfallt mer
Und's Meidli hetti gern!
'S het alli wil e frohe Mueth,
E Gsichtli het's, wie Milch und Bluet,
Wie Milch und Bluet
Und Auge wie 'ne Stern.

Und wenni 's sieh von witem
So stigt mers Bluet ins Gsicht;
Es wird mer übers Herz so chnapp
Und 's Wasser lauft mer d'Backen ab,
Wohl d'Backen ab,
I weiss nit wie mer gschicht.

En arme Kerli bini
Arm bini, sell isch wohr,
Doch hanni no nüt unrechts tho
Und sufer gwachse wäri jo,
    Das waeri jo,
Mit sellem häts ke G'fohr.

Darauf Begegnung am Brunnen, Hans'ens Erklärung, und Vereni's Gegenerklärung. — Unter anderem :

Und bisch nit rich an Gulde,
Und bisch nit rich an Gold,
En ehrli Gmüeth isch über Geld
Und schaffe chasch in Hus und Feld,
    In Hus und Feld
Und lueg i bi der hold!

VLAEMISCHE MUNDART.

'Tis waar, dat meisje treft my,
'K wou dat ze myne war'.
Z' heeft altyd blydschap in 't gemoed,
Een wezen heeft z'als melk en bloed,
Als melk en bloed;
Een oogjen als een star.

En zie ik ze van verre,
Dan schiet my 't bloed naar 't hoofd;
Dan klopt my 't hart zoo straf;
En 't zweet, dat loopt my 't wezen af,
Ja 't wezen af:
Ik bin van zin beroofd.

Een arme kerel ben ik,
Arm bin ik, dat is waar:
Doch heb ik nimmer iets mis daan...
Ben 'k schoon? 'K geloof ja....
Dat bin ik ja;
Daarvoor dus geen gevaar.

Zyt ge niet ryk aan gulden,
Zyt ge niet ryk in goud,
Een eerlyk hart staat boven geld;
En werken kunt ge in huis en veld,
In huis en veld:
Myn hart, beloof 'k u stout.

Und wer mochte es ahnen? *Vereni*, die Heldin des vorstehenden Liedes, und noch vieler andern Hebel'schen Gesänge, wandelt heute noch unter den Lebenden. Das Dorf *Mühlburg* im Badenser-

lande zählt sie unter seine Einwohnerinnen. — Aber, welcher Schicksalswandel! — Die rosigen Wangen? die blauen Augen? der Glanz der Jugend? Abenddämmerung ist über sie herein gebrochen, und die schwarze Nacht steht wartend im Hintergrunde.

« Das hochbejahrte, arme Vereneli liegt schwer « krank danieder. Freunde des Dichters und der « Menschheit kommet zu Hülfe! Wir sammeln « milde Gaben für Hebel's Vereneli. »

So ungefähr lautet der Aufruf in den deutschen Tagesblättern die in den jüngsten Tagen vom obern Rheingaue her bis zu uns in die Niederlande gelangt sind.

Wir, denen die Hebel'sche Muse, in unverwischlichem Zauber, aus den ersten Jünglingsjahren her nachklingt; wir, die wir uns vor den Manen des verewigten Lehrers und Dichters in ehrfurchts-

voller Erinnerung beugen, wir wollen dem Aufrufe Gehör schenken, und diese Skitze, als bescheidene Spende, der verarmten, kranken Greisin *Vereneli*, widmen.

Nicht weit von eben jenem Dorfe Mühlburg, wo in diesem Augenblicke das Phantasiekind des allemanischen Dichters, den Stundenzeiger seiner Lebensuhr vielleicht nur nach Pulsschlägentackt beobachtet, in der Residenzstadt eines erleuchteten, hochherzigen, deutschen Fürsten, steht das Denkmal Hebel's, von Fürst, Land und Volk ihm geweiht. — An diesem Denkmale wird einst die Zeit, in Zerren und Nagen, die Züge verwischen, die Theile lösen, in staub und Moder sie verwandeln. — Nicht so aber wird es sein mit dem, ihm auf heissem Herzensgrunde, geweihten Monumente, mit dem Andenken an den Volksdichter und Volksfreund, im Geiste der in die Zukunft hinein sich folgenden Lebenden.

Das ist die wahre Unsterblichkeit auf Erden: Der letzte Athemzug ist aus der Brust gezogen; die Zeitgenossen sind zu Grabe gegangen; die Denksäulen liegen vermodert; aber von Herz zu Herz, von Generation zu Generation, vererbt sich der glücklich gedachte und beglückend gebliebene Gedanke der einst Gewesenen. Jhr Name Verklingt nie, solange ein Menschenherz in erhabenen Wallungen für Schönes und Edles zu erglühen den Sinn hat.

« Weine nicht mein Kind, » so wird zu allen Zeiten, die Mutter zu ihrer Tochter, der Vater zu seinem Sohne, in der Trennungstsunde, mit dem allemannischen Dichter sagen; weine nicht. —
« Wenn der Weltbrand im Erlöschen sein wird,
« dann werden die guten Kinder geborgen.sein.
« Siehst du wie am Himmel sich ein Stern an den
« andern drängt? Jedes Sterlein ist ein goldenes
« Dorf, wo die guten Menschen wohnen. Hoch
« oben aber, unsichtbar von hier, ist die goldene

« Himmelsstadt. Und wenn auch du einst nach
« dieser Stadt wandern, und herab sehen wirst,
« auf die todte ausgebrannte Wüste, dann wirst
« du sagen : Dort habe ich einst gelebt und gear-
« beitet, jetzt aber möchte ich nicht mehr dahin
« zurück.

Ende Januar 1865.